

# Auf der Suche nach der heißen Spur

**FORSCHEN UND ENTDECKEN ZÄHLT IN JEDEM MUSEUM  
ZUM TÄGLICHEN GESCHÄFT / VON OLIVIA ZWACH**

**Der Blick zurück** bringt einen oft nach vorn. Das Augenmerk fürs Detail, der kleine Wissensvorsprung, die ganz unglaublich klingende Idee – der Weg zum Ziel der Erkenntnis ist gespickt mit unzähligen Möglichkeiten. Sie zu finden, zu verstehen und zu deuten ist das Anliegen jeder Forschung, auch der musealen. Forschen ist die Form, die Wissen schafft – die uns lernen und verstehen lässt. Sie erzählt uns Geschichten und Geschichte. Gerade im Museum. »Objekt- und Faktenforschung« heißt es fachlich und sachlich, wenn es darum geht, die Dinge des Alltags in Sammlungen aufzuheben und zu erklären. Unzählige Teilchen, die zusammen genommen ein enormes Ganzes ergeben. Die Dinge zu begreifen und Zusammenhänge zu erkennen formt das Wissen unserer Welt. Darum gehört die Forschung auch zu den Kernaufgaben eines jeden Museums, von der Heimatstube bis zur nationalen Einrichtung. Wie aber sieht Forschung im Museumsalltag aus?

**BETRITT MAN** beispielsweise ein kulturgeschichtliches Museum, trifft man auf ganz unterschiedliche Bereiche: Archäologische Fundstücke, moderne Malerei, naturwissenschaftliche Exponate und Objekte religiöser Volkskunst sind unter einem Dach versammelt. Sie vermitteln in ihrer Bandbreite die fassettenreichen Aspekte der Kultur- und Kunstgeschichte einer Stadt oder Region. Wissenschaftler – bei kleineren Häusern häufig auch ehrenamtliche Mitarbeiter – erforschen den Bestand des Hauses, der bis zu mehrere hunderttausend Objekte umfassen kann. Forschung bedeutet in jedem Museum zunächst, die Sammlung zu inventarisieren. Inventarisieren heißt, den Bestand erfassen: Jedem Objekt wird eine Art »Personalausweis« ausgestellt. Verzeichnet werden eine Inventarnummer und Angaben zu Material, Technik, Alter, Herkunft, Größe und Erhaltungszustand. Anhand der Inventarsysteme kann ein Museum nachvollziehen, was es alles besitzt und wo die Dinge zu finden sind. Fast in jedem Haus liegt der größte Teil der Sammlungen im Depot und muss bei Bedarf schnell zugänglich sein. Nach Entdeckerlust und Forschergeist klingt das erst einmal nicht, ist aber unumgänglich für eine reibungslos funktionierende Logistik. Die macht auch vor dem kleinsten Museum nicht Halt.

**NUR IN SELTENEN** Fällen können Personen, die ein Stück ins Museum bringen, auch Auskunft geben, woher es ursprünglich stammt. Doch das ist in der Regel die erste wichtige Information für die Wissenschaftler, um sachgerecht zu inventarisieren. Und in der Regel das erste von zumeist noch vielen weiteren Fragezeichen, die es zu klären gilt, um schließlich eine Geschichte erzählen zu können. Objekt- und Faktenforschung als Tagesgeschäft.

**SEHR OFT MÜSSEN** die Fachleute ohne jegliche Hinweise auf Spurensuche gehen und herausfinden, wann und wo ein Objekt entstanden oder gefunden worden sein könnte. Die Objekte selbst werden dann zum einzigen Anhaltspunkt. Was tun? Vergleichbare Funde oder Bestände, die im Idealfall im eigenen Depot zu finden oder schon in Publikationen dokumentiert sind, können neue Erkenntnisse über Entstehungs- und Verwendungszusammenhänge liefern. So gewonnenes Wissen beantwortet auch die Frage nach der Bedeutung jedes einzelnen Stücks. Ist es besonders selten? Oder besonders wertvoll? Oder unvergleichbar gut erhalten?

**JE BESSER EIN** Objekt kategorisiert werden kann, desto leichter fällt die Entscheidung über sein Schicksal. Im Museum erhalten – und damit zu einem Teil der belegbaren Weltgeschichte machen – oder ablehnen? Sinnvolle Ergänzungen werden von Museen in den meisten Fällen angenommen, in manchen Fällen gekauft. Doch nicht nur hinzukommende Objekte werden untersucht, auch lang verzeichnete Bestände müssen weiter erforscht und detaillierter erfasst werden. Zumeist ein mühevoller Rechercheprozess. Diese Forschung und Analyse, die in direktem Zusammenhang mit den Objekten steht, macht den Schwerpunkt der musealen Forschungsarbeit aus.

**AUCH IM ZUGE** von Ausstellungsvorbereitungen wird selbstverständlich geforscht. Ausstellungen sind die populärste Form, Wissen zu präsentieren und neue Geschichten zu erzählen. Oft bearbeiten dafür externe Wissenschaftler festgelegte Sachverhalte, denn die Mitarbeiter der Museen können unmöglich alles selbst leisten. Forschung ist nicht nur Vielfalt sondern manchmal auch sehr zeitintensive Puzzlearbeit. Dieses so genannte »Outsourcing« nutzen Museen immer häufiger, um Kompetenzen zu bündeln und Kosten zu sparen – notwendige Schritte bei schrumpfenden Etats und wachsenden Anforderungen an das Personal. Publikationen, wissenschaftliche Exposés oder auswärtige Untersuchungen können das Resultat solcher Auftragsarbeiten sein. Kooperationsprojekte mit Universitäten, auch mit Laienhistorikern und örtlichen historischen Vereinen, bringen deutschlandweit in allen Museumssparten erstaunliche Erfolge. Denn sie alle haben den Mut und die Leidenschaft fürs Detail, den kleinen Wissensvorsprung und die ganz unglaublich klingende Idee. Und den Blick zurück. Der hat sie schon so manches mal nach vorn gebracht. ■

**OLIVIA ZWACH**, 28, studiert Kunstgeschichte und ist Mitarbeiterin des Deutschen Museumsbundes.

# Ins Zuchthaus für einen Kuss

**Straftat: Liebe zu Kriegsgefangenen.  
Gedenkstätte und Museum Trutzhain  
klärt Schicksale**



Doppelt bestraft: Sondergerichte sprachen Urteile, die Presse machte sie öffentlich. Viele betroffene Frauen wurden danach gesellschaftlich geächtet.

**EIN GETEILTER SCHOKOLADENRIEGEL**, ein Gespräch über den Zaun, ein gemeinsames Abendessen – das Regime der Nationalsozialisten benannte zahlreiche alltägliche Gesten, durch die deutsche Frauen ihre »Ehre« verlieren konnten. Wenn sie mit einem der striktesten Verbote brachen, dem Kontakt zu Kriegsgefangenen. Wurde der Feind zum Freund, gar zum Geliebten, kannte das Gesetz keine Gnade. Nicht selten war die öffentliche Exekution des Mannes die Folge. Der Frau drohten Zuchthaus oder Konzentrationslager und Verlust der »bürgerlichen Ehrenrechte«; also kein Schutz mehr vor Beschimpfungen, Diskriminierung und gesellschaftlicher Ächtung. Tausende Frauen fielen diesen Maßnahmen zum Opfer. Im Laufe des Zweiten Weltkriegs entwickelte sich der »Verbotene Umgang mit Ausländern und Kriegsgefangenen« zum Massendelikt. Insgesamt machten diese Fälle im Sommer 1942 etwa 80 Prozent aller Verhaftungen der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) aus. Bitterer Beigeschmack: Misstrauen und Meldung waren an der Tagesordnung, selbst unverbindlicher Umgang wurde häufig denunziert.

**DAS MUSEUM** in Trutzhain erforscht die Schicksale von betroffenen Paaren im Raum Nordhessen. Im Sommer 2003 ist es als vierte NS-Gedenkstätte Hessens eröffnet worden. An historischer Stätte, im Wachhaus des ehemaligen Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlagers (STALAG) IX A Ziegenhain. Das STALAG IX A Ziegenhain, auf einer 47 ha großen Fläche unmittelbar nach Kriegsbeginn zunächst als Zeltlager, ab 1940 mit Steinbaracken errichtet, war eines von 83 STALAGs im damaligen Reichsgebiet und mit zeitweise mehr als 50 000 Gefangenen das größte Kriegsgefangenenlager auf dem Gebiet des heutigen Landes Hessen. Es ist das



Heimlich verliebt: Gewerbelehrerin Rau ließ sich auf ein Verhältnis mit einem Kriegsgefangenen ein.

einziges im Bundesgebiet, von dessen Baracken noch etwa 80 Prozent erhalten sind. In den ehemaligen Lagerbauten, die seit 1985 unter Denkmalschutz stehen, haben sich zahlreiche Familienunternehmen aus Industrie und Gewerbe angesiedelt. Sie alle machen die Gedenkstätte heute zu einem ungewöhnlichen Ort.

**DEN SCHWERPUNKT** der Dauerausstellung bildet die Unrechts- und Leidensgeschichte der Kriegsgefangenen, die überwiegend aus Frankreich, der Sowjetunion und Italien kamen. Fokus ist ihr Missbrauch zur Zwangsarbeit in der Region. In schätzungsweise 4000 Kommandos schufteten die Gefangenen außerhalb des Lagers. Auch zur Fertigstellung der Ziegenhainer »Kreisberufsschule« wurde ein Arbeitskommando eingesetzt, nachdem die deutschen Bauarbeiter nach und nach in den Krieg gezogen waren. 20 französische Handwerker, Künstler und Architekten mussten die Schule ausgestalten. Solange wohnten sie auch im Gebäude. Ungeachtet beständiger Bautätigkeit nahm man 1941 den Schulbetrieb auf und brachte einige auswärtige Schülerinnen unter der Obhut der Gewerbelehrerin Frau Rau in dem noch unfertigen Haus unter. So glich die Schule einem kleinen Internat, in dem das enge Beieinandersein den Abstand zum »Feind« faktisch unmöglich machte. Bald war die Lehrerin verliebt. In einen Ausländer. Einen Kriegsgefangenen, mit dem sie nicht einmal hätte Persönliches sprechen dürfen. Um es vorweg zu nehmen: das Verhältnis ist nie verraten worden. Warum wurde es jetzt, viele Jahrzehnte später, öffentlich?

**1999 SPENDETE EIN** Hobbyhistoriker der Stadt Schwalmstadt, Trägerin der Gedenkstätte, ein markantes Frauenportrait. Er gab den



Handwerklich begabt: Diese französischen Kriegsgefangenen, unter ihnen Architekten und Künstler, mussten die Zieghainer »Kreisberufsschule« ausgestalten.

Hinweis, ein französischer Kriegsgefangener habe es um 1943 gemalt. Seine Quelle hat er bis heute nicht preisgegeben. Wer also war die unbekannte Schöne? Grundlagenforschung für die Gedenkstätte. Ein Aufruf in der Tageszeitung zeigte erstaunliche Wirkung. Vier alte Damen meldeten sich jeweils mit dem Hinweis, die Abgebildete sei ihre Lehrerin an der Berufsschule gewesen. Klassenfotos belegten die Aussagen zweifelsfrei. Die Unbekannte hatte endlich einen Namen. Frau Rau. Nichts weiter. Kein Vorname, kein Alter, kein Wohnort. Aber zumindest eine kurze Geschichte: Über ein »Techtelmechtel« der Lehrerin mit einem Franzosen hatten die Schülerinnen damals rasch spekuliert, aber offenbar nie außerhalb der Schulmauern geredet. Eine Diskretion, die das Paar vor Zuchthaus und Zwangsarbeit bewahrte. Und die ermöglichte, dass diese heimliche Liebe verschwiegen blieb, zum Teil bis heute.

**WER WAR DER MALER** des Portraits, an wen hatte die Frau ihr Herz verloren? Und was wurde aus beiden nach dem Krieg? Puzzlearbeit für die Gedenkstätte Trutzhain, die mit Archiven, Institutionen und Menschen in aller Welt in Kontakt steht, um aus solchen Lebensstückchen möglichst Lebensläufe zu machen. Im konkreten Fall gibt es noch viele Fragezeichen. Kontakte zu Standesämtern waren erfolglos, Gespräche mit ehemaligen Häftlingen blieben ohne Fortschritt. Die Entschlüsselung der Initialen auf dem Bild misslang. Doch eines Tages wird die Geschichte vielleicht fortgeschrieben werden können. Die Gedenkstätte hat das Prinzip, alle Quellen öffentlich zu machen. Und auch alle ungeklärten Aspekte. Auf diese Weise entstehen Dialog und Diskussion mit den Besuchern. Und ab und zu neue Puzzleteile, mögliche neue Forschungsansätze.

**MIT JEDEM JAHR** das vergeht, vergehen auch Chancen. Zeitzeugen erinnern sich nicht mehr oder falsch, sterben. Besonders die Frauen sind häufig nicht auffindbar. Gemieden und ausgegrenzt, haben viele von ihnen nach dem Krieg ihre Heimatorte verlassen. Ohne Vergangenheit im Gepäck, Zielort unbekannt. Recherchen, Briefwechsel, Übersetzungen, Telefonate – etliche Spuren verlaufen früher oder später im Sande. Immer häufiger wenden sich jedoch Kinder oder Enkelkinder an die Gedenkstätte, auf der Suche nach den Vätern und Großvätern beziehungsweise nach ihren Wurzeln. Sie sind Zeugnis dafür, dass Liebe bestraft werden kann. Verhindert werden kann sie nicht. ■

WALTRAUD BURGER



Historische Stätte: Die Ausstellung ist im ehemaligen Wachhaus des Lagers eingerichtet.

Bereits komplett: Monika Dittmar präsentiert in der Ausstellung einen Ofen aus dem Kachelfund.



# Wen wärmten die schwarzen Schönheiten?

Im Ofen- und Keramikmuseum Velten geben Kisten voller Kacheln Rätsel auf

**VOR FAST ZWÖLF JAHREN** saß Monika Dittmar mit auf den Umzugswagen, die die Sammlung des Ofen- und Keramikmuseums vom Berliner Zeughaus zurückbrachte an den Ort ihres Ursprungs, nach Velten. In der Dachetage der heute noch produzierenden Ofenfabrik »A. Schmidt, Lehmann und Co. GmbH«, richtete die Historikerin der einzigartigen Sammlung eine neue gebührende Bleibe ein. Etliche Einzelkacheln, Gefäße, Schriftstücke, Dokumente, vor allem aber prächtige historische Öfen erzählen eine spannende Kulturgeschichte des Heizens. Schon 1905 war hier, wo Ausgang des 19. Jahrhunderts die Schornsteine von 38 Ofenfabriken den Himmel über Velten markierten, nahe des heutigen Ausstellungsortes ein Museum gegründet worden. Als das Gebäude jedoch baufällig wurde, kamen die Bestände im Jahr 1970 nach Berlin.

**VIELLEICHT WAR DIE** zeitweilige Auslagerung ein Glücksfall. Denn im früheren Museum für Deutsche Geschichte, im Zeughaus, trafen Monika Dittmar und die stabilen Holzkisten mit ihrem schweren Inhalt erstmals aufeinander. Für die Sammlung bedeutete das ihre Rettung. Für die Bibliothekarin und Historikerin brachte die Begegnung eine neue Lebensaufgabe. Sie verhalf den kostbaren Öfen aus fünf Jahrhunderten und den Tausenden von Kacheln und Keramik Einzelteilen aus den Tiefen des Magazins wieder ans Tageslicht und zur Präsentation ihrer Pracht. Diese glänzt im Ofen- und Keramikmuseum Velten nun vielfarbig, sucht ihresgleichen und ist noch immer nicht vollständig geborgen.

**IHRE MAGAZINRÄUME** durchstreifend, stieß Monika Dittmar kürzlich auf die letzten sechs, seit fast 35 Jahren ungeöffneten Kisten. Sie konnte kaum glauben, was sich ihren Augen bot, als sie die Nägel entfernt hatte und die Deckel anhub: Dunkle Kacheln entnahm sie den sorgfältig umhüllenden Papierlagen. Was diesen Fund so außergewöhnlich macht, ist die Glasur, die durchweg von rötlichbraun bis dunkelbraun variiert und eine Vielzahl von Motiven offenbart. Ohne Zweifel, ein neues Forschungsprojekt lag vor ihr. Mit großer Vorsicht gingen die Museumsleiterin und ihre Mitarbeiterinnen daran, die ersten Kisten auszupacken, ihren Inhalt in Regalen unterzubringen oder auf dem Boden auszubreiten. Dabei stellten sie voller Freude fest, dass es sich nicht nur um einzelne Ofenkacheln handelte, sondern um jeweils stilistisch passende Bekrönungen, Füße, Ecken, Zwischen- und Untersimse. Ein wahrer Schatz, der ihnen da in die Hände gefallen war!

»**DIE QUALITÄT** der Stücke in Maßhaltigkeit, Ausformung und Glasur schwankt zwischen sehr gut und so genannter »Hinterkachel«, die jenseits der prachtvollen Schauseiten lagen«, berichtet Monika Dittmar stolz. Rußstellen belegen eindeutig, dass sie in Gebrauch waren. Wo aber und wann, das konnte zunächst niemand sagen. Ein Blick in die spärlich existierende Fachliteratur verriet, dass für die eigentlich dunkel- bzw. rötlichbraunen stets der Begriff der »schwarzen Kacheln« verwandt wurde. In den Bänden des Forschers Konrad

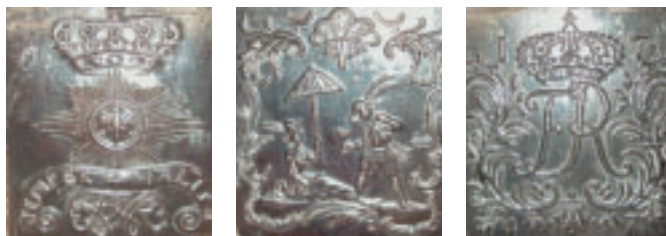


Strauß, der in den 1920er Jahren Beiträge über Kacheln und Keramik der Region verfasste, fand Monika Dittmar ihren Fund näher beschrieben. Vor allem in der Mark Brandenburg, beispielsweise in Dahme i. d. Mark, Calau oder Lübben, wurden die schwarzen Schönheiten seit dem 16. bis weit hinein ins 19. Jahrhundert gebrannt.

**AUF SEINEN WEGEN** durch die Straßen von Frankfurt/Oder war Strauß 1920 allenthalben den dunklen Kacheln begegnet. Er fand sie in heute längst nicht mehr existierenden Renaissance-, Empire- oder Barockhäusern, und auch noch später waren die düster-glänzenden Wärmespender in Ergänzung zu den schweren Eichenmöbeln durchaus gern gesehen. Dank Strauß kann sich Monika Dittmar heute zwar sicher sein, dass die schwarzen Kacheln vor allem in bürgerlichen Wohnungen oder Bauerngütern begehrt waren. Die Frage aber, in welchen Orten oder Werkstätten sie gefertigt wurden, ließ er unbeantwortet. So steht die Museumsleiterin vor einem vermutlich unlösbaren Rätsel, »endgültige Klarheit wird es wohl nie geben.«

**MEHR AUFSCHLUSS** für eine zeitliche und regionale Einordnung liefern dagegen die zahlreichen Motive auf den Kacheln. Palmetten, flämische Säulen, Kartuschen und Muscheln datiert die Wissenschaftlerin ins 17. Jahrhundert. Wenn Hinweise auf das preußische Königshaus durch Initialen von Fridericus Wilhelmus Rex und Fridericus Rex mit Krone, Adler und Schwarzem Adlerorden unter dem Staub der Jahrzehnte sichtbar werden oder Sprüche wie »Wer mir folget sihet Licht«, weiß Monika Dittmar, dass sie es mit Stücken aus dem 18. Jahrhundert zu tun hat: »Die Motive entsprechen der Mode und auch der Königstreue der jeweiligen Zeit.« Selbst Chinoiserien entdeckte sie als Schmuckelemente, ganz typisch für die Innenarchitektur des späten 17. und des 18. Jahrhunderts.

**EINEN OFEN AUS** diesem Kachelfund hat Monika Dittmar bereits vollständig aufbauen lassen, Einzelstücke präsentiert sie, so lückenlos dokumentiert wie möglich, in Schau-Vitrinen. Eine volle Kiste aber und viele ausgebreitete Kacheln warten noch darauf, dass sie entweder zu weiteren Öfen errichtet bzw. ihre Einzelteile nach



Entstehungsort und -zeit weiter erforscht werden. Allerdings ist keine von ihnen mit einer Signatur gezeichnet, was die Arbeit für die Museumsleiterin erschwert, aber nicht weniger spannend macht. Auch die Liebe zum Detail will sie nicht aus den Augen verlieren. »Eine komplette Motiv-Publikation wäre schön. Oder weitere Untersuchungen zu den Farbunterschieden der einzelnen Kacheln. Oder Recherchen in anderen Museen in der Mark Brandenburg.« Oder ...

**DIE SCHWARZEN KACHELN** haben noch längst nicht alle ihre Geheimnisse preisgegeben. Aber sie werden sich Monika Dittmars Forscherdrang auf die Dauer nicht verschließen können. ■

ROTRAUD WIELAND

Noch Einzelstück: Unzählige Kacheln warten im Magazin, um von Monika Dittmar erforscht zu werden.



INVENTARNUMMER: t. 240	GEGENSTAND: Trinkgefäß in Gestalt einer Eule	MARKEN, SIGNATUR: 1. Augsburgischer Bestand 2. 2 *
WERKSTOFF: Silber Perlmutter Kupfer.	MASSE IN CM: H. 23,6 B. T. DM. 8,8 GEWICHT: 391	
ZEIT: A. 17. J.		auf Holz. kelchartiges Schaß und Fuß. Augen aus Perlmutter und Kupfer * offenbar identisch mit R 3 420 (viel- leicht Elias Fabel, heiratet 1585, geb. 1605, oder Johannes Fabel, heiratet 1580).
ENTSTEHUNGORT: Augsburg		
HERKUNFT: Eg. Brown		
STANDORT:		
PHOTONUMMER: 0114		
ART DER ERWERBUNG:	SCHRIFTTUM:	

Foto: Stiftung Stadtmuseum Berlin (3) / Wiedergutmachungsämter von Berlin

## Der Schatten des Glanzes

### Stiftung Stadtmuseum Berlin erforscht die dunklen Seiten einer Silbersammlung

Berlin, März 1939. Langsam lässt sie den kostbaren Familienschmuck durch ihre Hände gleiten. Die Brillantbrosche, den Ring des Großvaters. Das erste Angebinde ihres Mannes, an den Finger gesteckt noch vor der öffentlichen Verlobung. Die wunderbare Kette – einziger Schmuck, den sie seit der Geburt des Sohnes ständig getragen hatte. Dann packt Hertha Nathorff Stück für Stück in einen Koffer. Doch die einst leitende Ärztin will nicht verreisen. Hertha Nathorff ist Jüdin. Arbeit und Reisen sind ihr verboten. Und seit kurzem auch der Schmuck. Denn »alle Juden ... haben die in ihrem Eigentum befindlichen Gegenstände aus Gold, Platin oder Silber sowie Edelsteine ... abzuliefern.« Das hat Hermann Göring, als Beauftragter für den Vierjahresplan, bestimmt. Mindestens 54,2 Millionen Reichsmark verdient der Staat an der Zwangsablieferung der Schmuck- und Edelmetallgegenstände. Die Betroffenen erhalten lediglich eine geringe Entschädigung, weit unter dem Materialwert. Vom Kunstwert und der persönlichen Erinnerung ganz zu schweigen.



90 Mark für die Erinnerung: Ankaufbescheinigung über einen Ring und eine Brillant-Nadel, 3. März 1939.

WIE ÜBER 200 000 Menschen bringt Hertha Nathorff den Koffer mit dem Familiensilber in eine Pfandleihe. Vielleicht gelangt eines ihrer Schmuckstücke sogar in die extra eingerichtete Zentralstelle in der Danziger Straße. Dort lässt das Reichswirtschaftsministerium besonders wertvolle Objekte sammeln, taxieren und weiterverkaufen. Hier und in anderen Berliner Pfandleihen kann man in den Jahren 1939 und 1940 auch den Direktor des Märkischen Museums, Dr. Walter Stengel, antreffen. Aus den sich türmenden glitzernden Bergen wählt er eifrig Silbergegenstände von kulturhistorischem Wert für das Museum aus.

AM 21. JUNI 1939 vermerkt ein Inventarbuch des Märkischen Museums folgenden Zugang: eine »Sammlung von Silbergegenständen ... aus jüdischem Besitz ...«. Bis zum 6. Oktober 1941 folgen zwölf weitere Einträge zum Ankauf von Gebrauchsilber und Schmuck. Insgesamt erwirbt das Märkische Museum mit zusätzlichen Mitteln der Kämmerei etwa 5000 Silberobjekte, knapp 236 Kilo schwer. Hinzu kommen 45 goldene und silberne Uhren, sowie wertvolle Stücke aus dem Besitz einer Karoline Brown, der einzigen namentlich genannten Eigentümerin. Mit einem Schlag verfügt das Märkische Museum über die Silbersammlung, die seinem Direktor schon seit Jahren vorschwebt. In den Neuerwerbungsberichten von 1941 formuliert er voller Stolz: »Es handelt sich um eine einmalige Rettungsaktion ... Für verschiedene ... Gegenstände des Luxus und des täglichen Bedarfs ... gelang es, die Stillentwicklung vom Ende ... des 18. Jahrhunderts ab ... konsequent Jahrzehnt für Jahrzehnt bis an die Schwelle der Gegenwart zu verfolgen.«

**WALTER STENDEL** wird den Ankauf sein Leben lang als Rettungsaktion begreifen und rechtfertigen. Durchaus in der Tradition seines steten beruflichen Bemühens, neben künstlerisch wertvollen auch die Dinge des Alltags zu bewahren. Doch im Falle der Silbersammlung lässt ihn das zum Nutznießer der nationalsozialistischen Judenverfolgung werden. Zumindest zeitweilig, denn bei Kriegsende geht der größte Teil der Sammlung verloren. Geplündert, verbrannt, in einem Stollen in Thüringen vergraben: Gerücht und Wahrheit verschwimmen. Fakt ist, dass nur 500 kleinere und Kleinstobjekte erhalten bleiben. In den kommenden Jahrzehnten werden sie kaum beachtet werden.



Inventarnummer 1: Silberbecher mit mittelalterlichen Szenen, um 1840. Heute verschollen.

**Berlin, 1992.** Das Märkische Museum und das Berlin Museum präsentieren die gemeinsame Ausstellung »Die andere Hälfte«. Erst jetzt erfährt die Öffentlichkeit von der so lange verborgenen Silbersammlung. Später erhebt die Jewish Claims Conference – eine

Organisation, die sich für Entschädigungen jüdischer Opfer des Nationalsozialismus und ihrer Erben einsetzt – Anspruch auf den Silberschatz des Museums. Das Land und die Stiftung Stadtmuseum Berlin, in die das Märkische Museum 1995 eingeht, akzeptieren diesen Eigentümerwechsel. Damit handelt die Stiftung schon, bevor 1998 eine Konferenz in Washington Grundsätze zum Umgang mit »Vermögenswerten aus der Zeit des Holocaust« verabschiedet: Objekte, die zwischen 1933 und 1945 meist jüdischen Besitzern entzogen wurden und in öffentliche Sammlungen gelangten, sollen identifiziert und rückerstattet werden. 1999 bekräftigt eine Erklärung des Bundes, der Länder und kommunalen Spitzenverbände diese Grundsätze für Deutschland. [[www.lostart.de](http://www.lostart.de)]

**Berlin, 2005.** Die Geschichte des Silbers bleibt aktuell. Das Stadtmuseum verwaltet die 500 verbliebenen Objekte der einst umfangreichen Silbersammlung treuhänderisch – und sie betreibt mittlerweile ein eigenständiges Forschungsprojekt dazu. Der gesamte Schatz soll virtuell wiedererstehen. Das bedeutet, jeden Gegenstand präzise zu beschreiben und möglichst mit Foto zu dokumentieren. Eine Datenbank bildet die Vorstufe für Vergleiche der verschiedenen Quellen und die kunsthistorische Zuordnung. Eine bereits vorliegende Studie erforscht die Geschichte der Zwangsablieferung und damit auch die des Silbers im Märkischen Museum. Die Ergebnisse sollen auf CD-ROM oder im Internet vorgestellt werden und zur Klärung des Verbleibs der verschollenen Objekte anregen. Noch bleibt einiges zu tun.

**VOR ALLEM FÜR** die Menschen, die vor mehr als 60 Jahren ihr Hab und Gut geben mussten. Was ist aus ihnen geworden? Hertha Nathorff gelang 1939 die Emigration über London nach New York. Karoline Brown musste im August 1942 mit einem der Alterstransporte Berlin verlassen und fand schließlich den Tod bei Minsk. Die aus der deutschen Geschichte erwachsene moralische Verpflichtung gegenüber den jüdischen Deutschen einzulösen, an das Unrecht und an ihr Schicksal zu erinnern, auch dazu will die Stiftung Stadtmuseum mit ihrem Projekt beitragen. ■ **MARLIES COBURGER**



»Die andere Hälfte«: Im Jahr 1992 sind Teile des Silberschatzes zum ersten Mal in einer Ausstellung zu sehen.



Gefunden: Löwenfigur mit eingeritzten Runen.

# Die Schein-Heiligen von Prillwitz

Regionalmuseum Neubrandenburg zeigt spektakuläre Fälschungen aus dem 18. Jahrhundert



Geadelt: Die Herzöge von Mecklenburg-Strelitz kauften und präsentierten einen Großteil der Figuren.

AM 7. FEBRUAR 1768 ist im »Hamburger Correspondenten« zu lesen, das sagenumwobene Rethra sei entdeckt – das Heiligtum, von dem aus im Jahre 983 die slawische Priesterschaft zum vernichtenden Feldzug gegen die Christen aufrief, und dem die Bischofsitze in Havelberg und Brandenburg zum Opfer fielen. Bald meldet sich Jacob Sponholz, der Goldschmied, bei Medicus Hempel mit einer erstaunlichen Nachricht: Man besitze noch weitere Figuren und sei bereit, diese zu veräußern. Hempel argwöhnt nicht, fragt nicht, zögert nicht. Hempel kauft. Mehrere Publikationen machen die »Prillwitzer Idole« schließlich im Land bekannt. Bald schwelgt man im slawischen Heiligenkult.

EIN PFARRER AUS WARLIN erhebt seine kritische Stimme. Unter anderem bei Thietmar von Merseburg habe er von übermenschlich großen Heiligenfiguren gelesen, Götzen der Wenden könnten die nun bejubelten »Püppchen« aus Prillwitz schon allein deshalb nicht sein. Der Pfarrer hat den Zeitpunkt seines Misstons jedoch schlecht gewählt. Die Gelehrten aus Mecklenburg schwimmen auf der Welle allgemeiner Begeisterung und nehmen sogar Kurs auf einen herrschaftlichen Hafen: Prinz Carl von Mecklenburg, 27-jähriger Bruder des regierenden Herzogs, meldet Interesse an den »Idolen« an. Er sendet den Superintendenten Andreas Masch nach Neubrandenburg. Dieser erlebt bei seiner Ankunft eine Überraschung: Selbstbewusst präsentieren ihm die Sponholz-Brüder nicht weniger als 22 neue Heiligenfiguren. Masch sieht eine einmalige Chance für den Prinzen. Mit beherztem Griff in die Schatulle des Ratzeburger Domschatzes kauft der Superintendent alle Bronzen der Brüder und auch die Hempel'sche Sammlung. Fortan sind die »Idole« im fernen Ratzeburger Dom zu sehen.

IN NEUBRANDENBURG indes durchlebt der bis dahin stets erfolgreiche jüngste Sponholz-Spross, Gideon, eine erstaunliche Metamorphose: er entwickelt sich zum Experten der Ur- und Frühgeschichte. Dank Herzogs Gnaden bekommt er etliche Grabungsgenehmigungen.

ZU BEGINN DES JAHRES 1768 ereilt den Neubrandenburger Medicus Hempel der Ruf nach einem Hausbesuch. Die Witwe Sponholz ist erkrankt. Ihre drei erwachsenen Söhne sind in Sorge. Denn die Mutter ist treibende Kraft der Geld- und Pfandleihgeschäfte, die der Familie beträchtliches Einkommen und zweifelhaften Ruf bescheren. Beim Gespräch in der Stube fällt der Blick des Arztes auf eine kleine Löwenfigur aus Bronze. Hempel, stadtbekannt als Sammler von Naturalien und Kuriositäten, ist fasziniert. Die Brüder, der Älteste betreibt eine Goldschmiedewerkstatt, geben fachmännisch Auskunft: Vorfahren hätten die Figur auf dem Schlossberg in Prillwitz gefunden. Das Örtchen liegt am Südufer des stattlichen Tollensesees, dessen Nordufer direkt an Neubrandenburg grenzt. Und weiter: der Löwe sei keinesfalls das einzige Fundstück. Die Leidenschaft von Sammler Hempel ist entfacht. Kurzentschlossen kauft er den Löwen – und 34 weitere Bronzen, die ihm die Sponholz-Brüder bei einem zweiten Treffen eifrig präsentieren. Bei einer wissenschaftlichen Untersuchung entziffert der Gelehrte Gottlieb Genzmer auf den Figuren das Wort »Rethra« aus »wendischen Runen« und kommt zu einem folgenschweren Entschluss: der Löwe aus der Sponholz'schen Stube und die anderen Bronzen seien Heiligtümer aus der Slawenzeit, so genannte Idole. Die Sensation ist perfekt!

gen, die selbstverständlich von großem Erfolg gekrönt sind: Urnen, Bronzen, »slawische Runensteine« und sogar einen steinernen Ochsenkopf – das Wappentier Mecklenburgs – buddelt der ehemalige Taugenichts aus. Dass die Fundorte schon längst nicht mehr in Prillwitz am See sondern mittlerweile bevorzugt auf Sponholz'schem Grund und Boden liegen, wird von der Strahlkraft Rethras überblendet. Auch Gideon sonnt sich im Glanze und richtet ein Raritätenkabinett ein. Doch der Ruhm währt nicht lang. Die Brüder Sponholz verspekulieren den neuen Reichtum noch schneller als sie ihn erworben haben. Herzog Carl kauft bald auch das Raritätenkabinett und lässt die Figuren zusammen mit der Sammlung aus Ratzeburg in sein Lustschloss in Hohenzieritz nahe Prillwitz bringen. Die »Heiligen von Rethra« werden der Höhepunkt der herzoglichen Sammlung.

**Jahrzehnte vergehen**, ehe die Geschehnisse der Zeit und neue Forschungsmethoden es erlauben, den Sponholz'schen Spuk aufzuklären. Angemessen und fundiert melden immer mehr Wissenschaftler ihre berechtigten Zweifel an der Authentizität der Figuren an. Die Aura des Altertums beginnt zu bröckeln wie die Patina der »Püppchen«. Erst 1850 jedoch entlarvt der Altertumsforscher Friedrich Lisch die Schein-Heiligen endgültig. Die dreiste Posse der erfindrischen Goldschmiede-Brüder geht als Jahrhundertfälschung in die Geschichte ein. Mehr als 60 Figuren sind ihrer Fantasie entsprungen, und unzählige Menschen haben diese Fantasien bereitwillig weiterentwickelt.

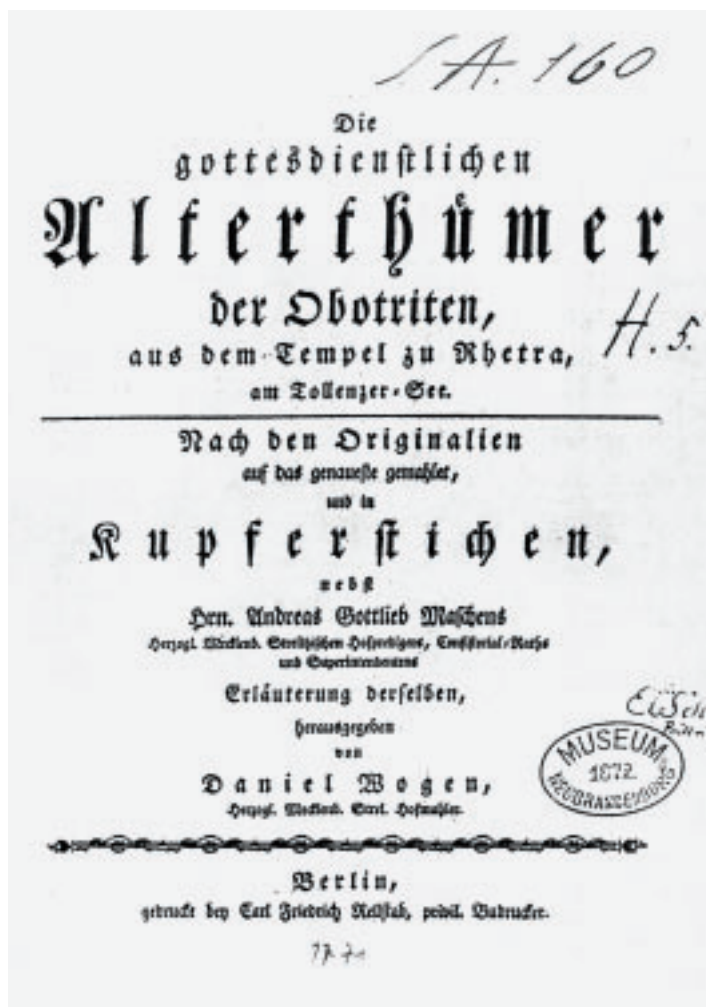


Gerissen: Gideon Nathanael Sponholz, Fälscher der »Idole«.

**Der Wunsch nach** der Entdeckung Rethras war stärker als jede Vernunft. Das mag erklären, warum es die heute als »Prillwitzer Idole« bekannten Figuren noch immer gibt. In Kartons verpackt überdauerten sie drei Jahrhunderte. Mittlerweile gehören sie zur Sammlung des Freilichtmuseums Schwerin-Mueß, dem mecklenburgischen Volkskundemuseum. Einst kecke Fälschungen mit kaum materiellem Wert, sind sie längst zu Symbolen geworden. Sie sind Sinnbild für das sagenhafte Heiligtum, das die Menschen in allen Zeiten fasziniert hat. Das Regionalmuseum Neubrandenburg zeigt alle Prillwitzer Idole in diesem Jahr in einer großen Sonderausstellung. Denn die Suche nach Rethra, das noch immer nicht gefunden ist, geht weiter. Der Mythos lebt, nicht nur in Neubrandenburg. ■

Roif Voß

SONDERAUSSTELLUNG IN DER VIERRADEMÜHLE, NEUBRANDENBURG  
SONNTAG 8. MAI 2005 – SONNTAG 25. SEPTEMBER 2005



Gefragt: Das 1771 herausgegebene Werk zu den »Alterthümern« von Hofmaler Daniel Woge war vor allem im Ausland begehrt.



Gedruckt: Im Laufe der Jahrhunderte erschienen immer wieder wissenschaftliche Dokumentationen zu den Figuren.